

eine sofort beordnete anderweite Maschine zur Stelle war, mit ungefähr 1½ stündiger Verspätung seine Fahrt fortsetzen. Irigendwelche Verletzungen von Menschen oder Betriebsstörungen hatte das Vorkommnis nicht im Gefolge.

Der Arbeitsmangel in der Stickerei hat das Central-Komitee des Centralverbandes der Sticker der Ostschweiz und des Voralbergs veranlaßt, zu beschließen, daß vom 1. Januar ab nur noch fünf Tage in der Woche gearbeitet wird. Als derjenige Tag, an welchem nicht gearbeitet werden soll, ist der Sonnabend bestimmt worden. Dieser Beschluß stößt in dortigen Stickerkreisen vielfach auf Widerspruch. Man hätte lieber gesehen, wenn der Arbeitstag um 1½—2 Stunden gekürzt und so die 10stündige Arbeitszeit eingeführt worden wäre. Das in Kappelerwil erscheinende Organ des Verbandes schreibt u. A.: „Daß Arbeitsmangel vorhanden, ist leider nur zu wahr, und läßt sich die Sache leicht erklären auf die bezüglichen Vorgänge. Hätte sofort nach der letzten allgemeinen Krise eine 10stündige Arbeitszeit Platz gegriffen, so wäre dieser Arbeitsmangel vielleicht nicht eingetreten oder doch wenigstens nicht mit solcher Intensität. Darin war man sich einig, daß eine tägliche Verkürzung vielleicht von 1½ Stunden viel richtiger wäre, als einen ganzen Tag per Woche feiern, mit letzterem kann man sich absolut nicht befreundet, und ist es der allgemeine Wunsch, daß mit der Einführung des 10stündigen Arbeitstages nicht mehr länger gezögert werde für unsere Industrie.“ — Im Vogtlande herrscht in der Stickerei seit dem Frühjahr dieses Jahres auch ein schleppender Geschäftsgang, doch sind die Handstickmaschinen immer noch voll beschäftigt gewesen.

Zur Ausführung des Alters- und Invaliditätsversicherungsgesetzes schreibt ein Landgeistlicher: Es war und ist ein schweres Stück Arbeit, den einfachen Landbewohnern, von denen viele keine Zeitung lesen, begreiflich zu machen, daß ein Gesetz verlangen kann, daß man für das Alter sparen muß. Der erste Einwand, dem man stets begegnet, ist: „Siebzig Jahre wird man in unserem Stande nicht alt; also ist das Geld weggeworfen.“ Etwas verjöhnter wird die Stimmung, wenn man hört, daß die eingezahlten Beträge bei vorzeitigem Tode des Versicherten oder bei Verheiratung der Versicherten auf Antrag zur Hälfte zurückgezahlt werden. Am regsten wird die Theilnahme bei dem Hinweis, daß 70jährige sofort in den Rentgenuss eintreten können, wenn sie nachweisen, daß sie in den letzten 4 Jahren mindestens 47 Wochen jährlich gearbeitet haben und versicherungspflichtig waren. Leider ergibt sich aber, daß eine sehr große Anzahl ländlicher Arbeiter diesen Nachweis nicht zu erbringen vermag, das Gesetz glaubte genug Entgegenkommen zu beweisen, wenn es jährlich 5 arbeitslose Wochen annahm. Dies reicht aber nicht aus für die große Zahl von Arbeitern, die vom Frühjahr, d. h. oft erst Anfang April an, auf Bauarbeit gehen, dann zur Erntezeit diese Arbeit einstellen, um ihr eigenes Stück Feld abzuräumen oder bei den Gutsbesitzern als Vergütung für die geleisteten Spandienste in der Ernte ohne Lohn „Tage thun“, d. h. eine gewisse Anzahl Tage Hilfe leisten. Dann wird wieder Bauarbeit gethan bis zum Eintritt des Winters. Dann folgt eine Unterbrechung von mindestens 3 Monaten, wo sie nur vorübergehend Arbeit finden. Es wäre dringend zu wünschen, daß auch dieser zahlreichen Klasse von Arbeitern, die wider ihren Willen zu langer Unthätigkeit verurtheilt sind, die Wohlthaten des Gesetzes in der Weise gesichert würden, daß ihnen wenigstens die nachgewiesene Arbeitszeit der letzten 4 Jahre angerechnet würde.

Die noch in den Händen des Publikums befindlichen Postwertzeichen älterer Art (Freimarken, sowie gestempelte Briefumschläge, Postkarten, Streifbänder und Postanweisungs-Formulare) können nach amtlicher Bekanntmachung noch bis zum 31. Januar 1891 zur Frankirung von Postsendungen verwendet werden. Vom 1. Februar 1891 verlieren die älteren Postwertzeichen ihre Gültigkeit. Es soll indes gestattet sein, die bis dahin nicht verwendeten Postwertzeichen älterer Art bis spätestens zum 31. März 1891 gegen neuere Werthzeichen gleicher Gattung und von entsprechendem Werthe umzutauschen. Gestempelte Briefumschläge und gestempelte Streifbänder werden gegen Freimarken zu 10 und 3 Pfennig umgetauscht; die Herstellungskosten werden mit 1 Pfennig für jeden gestempelten Briefumschlag und ½ Pfennig für jedes gestempelte Streifband baar erstattet. Der Umtausch der Postwertzeichen gegen neue wird an den Postschaltern bewirkt. Postsendungen, welche nach dem 31. Januar 1891 noch mit Werthzeichen älterer Art zur Auflieferung gelangen, werden dem Absender zurückgegeben oder, wenn dies nicht thunlich sein sollte, als unfrankirt behandelt werden. Vom 1. April 1891 ab sind die Verkaufsanstalten zum Umtausch älterer Postwertzeichen nicht mehr befugt.

Aus vergangener Zeit — für unsere Zeit.

30. Dezember. (Nachdruck verboten.)
Daß selbst „die Kleinen“, wenn sie mit Energie vorgehen, „den Großen“ gefährlich werden können, beweist der 30. Dezember 1890. An diesem Tage nahmen die Boeren in Transvaal Pretoria und zwangen die englische Besatzung, sich zurückzuziehen. Das war das Ende der englischen Gewaltherrschaft

über ein freies Volk, dessen heldenmüthige Vertheidigung seiner Unabhängigkeit überall die größten Sympathien fand, vor allem in Holland und Deutschland. Die Engländer wurden furchtbar geschlagen und aus dem Lande vertrieben; 1881 wurde Transvaal den Boeren wieder zurückgegeben und eine unabhängige Republik neu constituirt.

31. Dezember.

Am 31. Dezember 1882 starb zu Paris der bedeutendste Staatsmann des republikanischen Frankreichs, ein Redner ersten Ranges, Leon Gambetta. Er war 1831 geboren, wurde sehr bald einer der tüchtigsten und erfolgreichsten Advokaten und ward 1869 in die Kammer gewählt. Nach kurzer Zeit war er das Haupt der demokratischen Partei und 1870 nach der Catastrophe von Sedan als unumschränkter Minister des Krieges und des Innern Dictator des Landes. Gambetta war, trotz seiner persönlichen und politischen Fehler, zweifellos eine der bedeutendsten Persönlichkeiten der Neuzeit, ein von dem glühendsten Patriotismus befehlter Mann, im Ganzen selbstlos, wünschenswert frei von der verhängnißvollen französischen Eitelkeit. Selbst seine schärfsten Gegner können ihm das Zeugnis eines selten energischen und tüchtigen Menschen nicht verweigern.

Ein weiblicher Scheimpolizist.

Original-Erzählung von Walter Dnskow.

(13. Fortsetzung.)

Unbehelligt trat nun Mary auf die Straße, wo der Wagen ihrer noch immer harnte.

„Sind Sie da?“ fragte sie ins Dunkle hinein nach dem Kutscher.

„Zu Befehl!“ klang es kleinlaut zurück.

„Fahren Sie mich nach der Stadt zurück. Sollten Sie aber wieder den Verräther an mir spielen, so möchte Sie das gereuen. Was hat man Ihnen denn für eine Geschichte vorgebracht, um Sie zu bestechen?“

„Der Herr, welcher zu mir auf den Hof stieg, sagte, Sie seien seine Frau und hätten sich etwas zu schulden kommen lassen. Er hätte Sie ertappt und brächte Sie, ohne daß Sie es wüßten, nach Hause zurück. Er versprach mir ein gutes Trinkgeld und so fuhr ich denn wohin er wollte.“

„Also, ich werde über die Sache schweigen! Nun fahren Sie mich aber unverzüglich nach Hause.“

Der Wagen hatte sich kaum entfernt, als der Diener sich auch schon wieder aus seiner leichten Betäubung erholte; er rannte die Treppe hinauf nach dem Zimmer, wo der Maskirte noch immer am Boden lag; er war wieder bei Bewußtsein. Der Diener half ihm auf einen Stuhl und nahm ihm die Maske ab.

„Wo ist das Weib, der Teufel von einem Weibe hingerathen?“ fragte er stöhnend.

„Sie ist fort, gnädiger Herr!“

„Fort?“

„Ja, gnädiger Herr!“

„Gab ich Ihnen nicht den strengen Befehl, das Mädchen nicht aus dem Hause zu lassen?“

„Sie betäubte mich; ich war für einige Zeit meiner Sinne beraubt.“

„Ah!“ knirschte Robertson, „sie soll mir trotzdem nicht entgehen.“

Dann ließ er sein Handgelenk von dem Diener untersuchen, der ihn versichern konnte, daß es nur leicht verletzt war.

XVII.

Am darauffolgenden Morgen meldete sich die Französin zur gewohnten Stunde bei ihrer Herrin. Mit finsterner Miene empfing sie diese und ohne weitere Umschweife sagte sie auf englisch zu dem bescheiden ihrer Befehle harrenden Mädchen:

„Ah, sieh da! man wagt wiederzukommen, nachdem man ohne Erlaubnis die Nacht weggeblieben ist!“

Die Jose schüttelte mit dem Kopfe: „Madame vergessen, daß ich nicht englisch kann.“

„Das weiß ich jetzt besser. Sie verstehen mich nur zu wohl. Sie waren gestern Nacht fort und ich wüßte zu wissen, wo Sie gewesen sind.“

Das Mädchen blieb stumm.

„Ich rathe Ihnen, mir zu antworten. Ich bin jetzt davon überzeugt, daß Sie englisch verstehen.“

Noch immer schwieg Lucie still, sie sah nur wie verwundert zu ihrer Herrin auf, der sie bei der Toilette behilflich war.

„Ich weiß jetzt, daß Sie Herr Robertson zu mir ins Haus gebracht hat, damit Sie mich überwachen. Er hat es mir gestern selbst eingestanden“, begann Julia aufs neue in englischer Sprache.

Keine Antwort.

Julia Harrington verriegelte die Thüren; das Mädchen sah diesem Vorgehen gleichmüthig zu.

Verhaltenen Muth zeigte sich in dem bleichen Gesicht der schönen Frau, als sie sich jetzt mit drohender Haltung ihrem Kammermädchen näherte.

„Sollen Sie nun antworten oder nicht?“ zischte sie.

„Sind gnädige Frau nicht ganz wohl?“ fragte Lucie auf französisch.

„Da Sie nun einmal an Ihrer Komödie festhalten wollen“, sagte nun Julia ebenfalls auf französisch, „so will ich darauf eingehen, trotzdem ich weiß, daß Sie so gut englisch sprechen wie ich. Jetzt aber möchte ich endlich wissen, wo sie gestern Nacht gewesen sind?“

„Das kann ich der gnädigen Frau nicht sagen.“

„Rücken Sie doch mit der Sprache heraus; Verstellung nützt Ihnen nichts; ich bin davon überzeugt, daß Sie im Auftrage Robertsons mich ausspioniren.“

„Ich versichere Sie, daß Sie sich irren.“

„Und ich versichere Sie, daß ich Ihnen nicht glaube.“

„Dann kann ich weiter nichts mehr sagen.“

„Auch nicht, wenn ich Ihnen das Dreifache von dem verspreche, was Ihnen Herr Robertson zahlt?“

„Ich werde nicht von Herrn Robertson bezahlt!“

Die Geduld der schönen Frau schien erschöpft. Sie wollte sich während auf das Mädchen stürzen, als sie die Klingel an der Entreehör vernahm.

Julia wollte Niemand merken lassen, daß zwischen ihr und dem Mädchen etwas spielte. Sie zog vor, die Unternehmung der Sache auf eine gelegeneren Stunde zu verschieben.

Zu Lucie sagte sie:

„Sollte dies Herr Robertson sein, so erwähnen Sie ja nichts von dem Verdacht, den ich gegen ihn ausgesprochen habe. Stehen Sie zu mir, es soll Sie nicht gereuen.“

„Gnädige Frau können sich auf mich verlassen.“

Julia schob die Kegel der Thüren wieder zurück und wenige Augenblicke später trat Robertson in Julias Boudoir. Lucie wollte an ihm vorbei, das Zimmer verlassen.

Da hob Robertson drohend seinen verbundenen Arm und hielt sie zurück.

„Die Person bleibt!“ wandte er sich an Julia.

„Ich habe Dir in ihrer Gegenwart einige Fragen vorzulegen.“

Mit einer Miene der aufrichtigsten Bewunderung und Harmlosigkeit sah Lucie von einem zum andern.

„Du hinterlistige Heze, Du!“ schrie Robertson sie an, „da sieh, meinen Arm!“

Julia stieß einen Schrei aus.

„Ich habe Dich immer vor dieser Person gewarnt,“ rief Robertson, „Sie war gestern die ganze Nacht fort, das weißt Du wohl gar nicht?“

„Ich verstehe Dich nicht!“ sagte Julia, während ihr etwas wie eine Ahnung des wahren Sachverhaltes aufzusteigen begann.

„Deine Kammerjungfer war die ganze Nacht weg!“ wiederholte er.

„Das ist nicht wahr! Ich kann bezeugen, daß sie die ganze Nacht zu Hause war!“ behauptete Julia in festem Tone.

(Fortsetzung folgt.)

Bermischte Nachrichten.

— Steht Brüssel in Flammen? fragten sich kürzlich in der Frühe die Bewohner des Viertels Paturages der belgischen Hauptstadt, als sie aus dem Morgenschlummer durch den von den Straßen heraufschallenden Hellenlärm erschreckt wurden. Die Trommeln rasselten, wirre Rufe ertönten, und athemlos stürzten, ebenfalls schreiend, Polizisten die Straßen auf und ab. Die Bewohner eilten an die Fenster, und indem sie ebenfalls zu schreien und zu fragen angingen, vermehrte sich der Lärm und die Verwirrung in's Ungemessene. Darauf aber war es seitens der Polizei abgesehen. Denn nachdem die Wogen der Erregung sich einigermaßen wieder geglättet hatten, vernahm man die Worte der Ausrufers: „Aufgepaßt! Es gilt das Leben einer oder gar mehrerer Personen. Ein Kind hat gestern Abend ein Hausmittel aus der Apotheke geholt. Der Apotheker hat sich geirrt und Gift gegeben!“ Geschehen war Folgendes: Ein Kind hatte am Abend vorher in der Apotheke ein Abführungsmittel verlangt und war vom Lehrling in Abwesenheit des Provisors bedient worden. Als der letztere erfuhr, was der Lehrling in seiner Abwesenheit verkauft, gerieth er in Verzweiflung, denn statt des unschuldigen Hausmittels hatte der junge Mann dem Kinde Gift verabreicht. Der Apotheker, wahnsinnig vor Entsetzen, stürzte in den Häusern umher und forschte nach dem Kinde; doch nirgends hatte man ein solches nach seiner Apotheke geschickt. Verzweifelt eilte der Mann zur Polizei, welche zur Unschädlichmachung des Giftrankes für den nächsten Morgen schließlich diese Aufruferszene plante und auch so geschick in Scene setzte, daß der Erfolg nicht ausblieb. Denn ausgeheuchelt durch den Lärm, war auch das betreffende Elternpaar, dessen Kind das verhängnißvolle Mittel erhalten hatte, an das Fenster geeilt, und sie hörten die Ursache des Tumults noch gerade zur rechten Zeit, da der Giftrank für beide Gatten schon bereitet war.

— Ueber einen skandalösen Vorfall auf dem städtischen Viehhof in Berlin berichtet die „Deutsche Fleischerzeitung“: Auf dem Central-Schlachthofe erschien kürzlich ein Stadtmissionar. Eine Horde junger Burschen sperrte ihn in einen der Viehställe ein und verlangte von ihm, daß er dort einen Choral singe. Der Aermste, von der Uebermacht umringt, mußte schließlich der Forderung seiner Bedränger nachgeben, und nun stimmte die faubere Gesellschaft in einer wüsten Weise ein. Damit noch nicht genug, wurde der Missionar in einen Raum geführt, wo die Viehtreiber sich zu erwärmen pflegen, und kam hier aus dem Regen in die Traufe. Er wurde genöthigt, eine Predigt zu halten, die wiederum mit einem Choral-Bers eingeleitet wurde, bei welcher der Redner dann schändlich verhöhnt wurde. Das Fachblatt bemerkt hierzu, daß, wenn man solchem empörenden Unfug nicht entgegentreten könne, man den Stadtmissionaren überhaupt es unterfagen solle, den Viehhof zu betreten. Hoffentlich wird den rohen Patronen ein gehöriger Denzettel nicht erspart bleiben.